

Ansgar Stüfe OSB

Br. Dr. Ansgar Stüfe OSB trat nach abgeschlossenem Medizinstudium 1979 in die Benediktinerabtei Münsterschwarzach ein. Nach Promotion und Ausbildung zum Facharzt für Innere Medizin und Tropenmedizin leitete er von 1987 bis 2003 das Krankenhaus der Abtei Peramiho in Tansania. Seit 2003 ist er Missionsprokurator der Kongregation der Missionsbenediktiner in St. Ottilien und verantwortlich für die Projektarbeit der Klöster der Kongregation weltweit.



Ansgar Stüfe OSB

Die Kongregation von St. Ottilien und Nordkorea

Nordkorea genießt nicht den besten Ruf. Gewöhnlich berichten unsere Zeitungen von diesem Land nur, wenn sich dort Katastrophen ereignen oder Kriegsdrohungen ausgestoßen werden. Die USA haben Nordkorea auf die Liste der sogenannten Schurkenstaaten gesetzt. Kirchliche Nachrichten gibt es überhaupt nicht, wenn man von Vermutungen absieht. Trotz dieses Negativimages halten die Missionsbenediktiner Kontakt zu diesem geheimnisvollen Land. Im Mai 2013 besuchte sogar eine Reisegruppe der Vereinigung ehemaliger Schüler St. Ottiliens, der Confoederatio Ottiliensis (CO), Nordkorea. Wie ist es zu dieser Beziehung gekommen?

Die Missionsbenediktiner sind schon seit 100 Jahren in Korea tätig. Nach einigen Anfangsversuchen in der heutigen südkoreanischen Hauptstadt Seoul wurde im nördlichen Teil des Landes,

in der Provinz Wonsan, die Abtei Tokwon gegründet. Die Abtei Tokwon war einmal eine Art Flaggschiff der Missionsbenediktiner. Hier wurde zum ersten Mal eine Abtei als Missionszentrale gegründet. Die Missionare lebten zwar in Pfarreien, hatten aber engen Kontakt mit der Abtei, von der aus die Missionsarbeit zentral geplant und geleitet wurde. Der Abt war auch Bischof. So konnte das Ideal des Gründers, P. Andreas Amrhein, hier in Korea Wirklichkeit werden. Er wollte nämlich die Missionsmethode der Benediktiner im Europa des Mittelalters wieder beleben. Von Abteien als Missionszentrale sollte der Glaube ausstrahlen und die Großartigkeit der Gebäude die Menschen beeindrucken. Sehr bald schon wurde auch mit der Heranbildung von Priestern begonnen. Die Missionsbenediktinerinnen von Tutzing arbeiteten mit

den Mönchen zusammen. Sie betreuten Schulen und kümmerten sich um Kranke. Es handelte sich also um klassische Missionsarbeit nach den Methoden der Zeit.

Die Zeitumstände machte die Arbeit allerdings mühsam. Korea war Anfang der zwanziger Jahre von Japan besetzt worden. Als sich in Japan das nationalistische Militärregime durchsetzte, wurde es auch für die Missionare schwieriger, weil diese sich auf der Seite der Koreaner fühlten. Unter dem Einfluss des Bündnisses zwischen Japan und Nazi-Deutschland wuchs auch der Druck auf die Missionare. Dennoch arbeiteten die Schwestern und Mönche des Benediktinerordens unermüdlich weiter. Gerade in diesen schwierigen Zeiten bewährte sich die Struktur einer Abtei als Zentrale. Von hier aus konnte die Arbeit auch in widrigen Umständen besser fortgesetzt werden, als wenn die Missionare auf den Stationen auf sich selbst gestellt gewesen wären. Diese Ausgangslage führte dann sogar zu einer Neugründung in der Mandschurei. Inzwischen war auch die Mandschurei von Japan besetzt worden. Die Japaner setzten den letzten Kaiser Chinas Puyi als Scheinstaatsoberhaupt ein und machten die Stadt Changchun zum Sitz der Regierung. Noch heute kann man den Palast besichtigen, den die Japaner für diesen Schattenkaiser gebaut haben. Nicht weit von der Grenze nach Korea errichteten die Missionsbenediktiner eine neue Abtei in der Stadt Yenki, die heute Yanji heißt. In dieser Gegend lebten mehrere Millionen Koreaner. Daher war die Errichtung der Abtei auch eine Fortsetzung der Koreamission auf chinesischem Gebiet. Natürlich war auch geplant, die Chinesen

in die Mission miteinzubeziehen. Das gelang aber nur ansatzweise, weil die geschichtlichen Umstürze der Mission jäh ein Ende setzten. Die Abtei Yenki wurde im Dezember 1922 gegründet, im August 1934 zur Abtei erhoben. Bereits 1946 wurde die Abtei nach Ankunft der Roten Armee Chinas aufgehoben. Die letzten Mönche kehrten 1952 nach Deutschland zurück.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Den Mönchen und Schwestern in Tokwon erging es viel schlimmer. Als die Kommunisten im Norden Koreas die Macht übernahmen, wurden 11 Missionare gleich hingerichtet, 16 starben unter den harten Bedingungen im Lager. Erst im Januar 1954 konnten 24 Überlebende in ihre Heimat zurückkehren. Dies war das traurige Ende eines hoffnungsvollen Beginns. Aber es war nicht das Ende der Koreamission. Einigen der koreanischen und europäischen Mönche war die Flucht gelungen und sie gründeten im Süden die Abtei Waegwan. Inzwischen gehört diese Abtei mit 135 Mönchen zu einer der größten Benediktinerabteien des Ordens. Sie ist fest in der koreanischen Gesellschaft integriert und wird von den Medien des Landes als wichtiges geistliches Zentrum wahrgenommen.

In gewisser Weise hat das schlimme Ende der Abtei Tokwon, im Norden Koreas eine erfolgreiche und auch tröstliche Fortsetzung gefunden. Das Schicksal der Abtei Tokwon und der Christen, die mit ihr verbunden waren, bleibt aber eine offene Wunde im kollektiven Gedächtnis der koreanischen Mönche und der gesamten Kongregation der Missionsbenediktiner. Lange Zeit schien es, als ob nie wieder ein Kontakt mit Nordkorea möglich sei.

Ironischerweise ergab sich eine Möglichkeit, nicht über Südkorea, sondern über China. Ironisch ist es deswegen, weil die chinesische Regierung nach wie vor die katholische Kirche für die gefährlichste Religion im Land hält. Sie fürchtet die gute Organisation, die Verflechtung mit der internationalen Kirche und die gute Bildung der Bischöfe und Priester. Diese Grundhaltung gilt bis heute. Allerdings ließ der Druck auf die Kirche in den 1980er Jahren nach. Später wurde die nationale katholische Kirche wieder offiziell anerkannt und der größte Anteil an Kircheneigentum in Form von Land und Gebäuden an die Kirche zurückgegeben. Rom anerkannte dann den Großteil der chinesischen Bischöfe. In dieser Zeit der beginnenden Öffnung Chinas gelang es Erzbischof Wolf mit einer Regierungsdelegation Deutschlands, China zu besuchen. Er konnte für ein paar Tage die Delegation verlassen und das ehemalige Missionsgebiet in der Jilin Provinz, der früheren Mandschurei, besuchen. Dort traf er Priester und auch Gläubige der früheren Missionsstationen. Der christliche Glaube hatte also überlebt. Im Lauf der 1990er Jahre waren solche umständlichen Vorkehrungen nicht mehr notwendig und Reisen nach China wurden problemlos.

Die Provinz Jilin grenzt an Nordkorea. Nach wie vor gibt es eine koreanische Minderheit in China. Allerdings leben wesentlich weniger Koreaner in China als vor dem Krieg. Aber vor allem einige unserer früheren Christen bilden immer noch beeindruckend aktive Gemeinden. Die eingangs erwähnte Reisegruppe konnte eine ehemalige Missionsstation in der Nähe Yanjis besuchen. Alle waren von der Glaubensstärke und Freundlichkeit der Menschen beeindruckt. Die Gemeinden werden heute nicht so sehr vom Atheismus, sondern von der Abwanderung junger Menschen nach Südkorea bedroht.

Die Zahl der überzeugten Christen mag klein sein, sie überzeugt und wirkt aber durch Glaubensstärke. Einer dieser Christen wurde von einer Katechetin unserer Mission erzogen und ist ganz von der benediktinischen Tradition geprägt. Er und ein koreanischer Priester haben den Kontakt zu Nordkorea nie abgebrochen. Da er chinesischer Staatsbürger ist, kann er ohne Probleme ein und ausreisen. Dieser Mann schlug Erzbischof Notker vor, den Kontakt mit Nordkorea wieder aufzunehmen.

Wie sollte aber so ein Kontakt aussehen? Nordkorea lässt keine öffentliche Religionsausübung zu. Ein Kontakt von Nordkoreanern mit dem Ausland ist zudem völlig ausgeschlossen. So war von Anfang an klar, dass Kontakte nur auf offiziellem Weg mit der Regierung möglich sein könnten. Die Kontaktpersonen in China erfuhren, dass Nordkorea die Einrichtung einer Sonderwirtschaftszone in der Provinz Rason plante. Dazu wurden auch internationale Firmen und Organisationen eingeladen. Dies war nun die Gelegenheit, sich in Nordkorea zu engagieren. Zu diesem Zweck



wurde eine Organisation gegründet, die „Katholischer Internationaler Medizinischer Dienst“ genannt wurde. Diese Organisation war also der Name, mit dem die Missionsbenediktiner in der Provinz Rason aktiv werden konnten.

Im Namen dieser Organisation gelang es Erzabt Notker eine Vereinbarung zu treffen, ein Krankenhaus in der Stadt Rajin zu bauen. Auch sollte eine Unterstützung mit der Versorgung mit Medikamenten und Geräten erfolgen. Diese Vereinbarung kam in den 1990er Jahren zustande. Die Umsetzung dieses Projektes zog sich aber hin. Mehrmals wurde die Politik geändert, die Sonderwirtschaftszone entwickelte sich nicht so recht und die Lage der Menschen wurde eher schlechter als besser.

Damals kamen allgemein große Bedenken an dem Projekt auf. Wem wird mit diesem Krankendienst wirklich geholfen. Bekommt nicht ein diktatorisches Regime indirekt Unterstützung durch die Benediktiner? Um das Jahr 2000 erregte der deutsche Arzt Dr. Norbert Vollertsen großes Aufsehen. Er war in Namen der Aktion Cap Anamour 1999 nach Nordkorea gekommen. Anschließend arbeitete er dort 18 Monate lang als Arzt. Die Erlebnisse dort brachten ihn dann zur Erkenntnis, dass man in einem solchen Land nicht einmal humanitäre Hilfe leisten dürfe. Letztlich stabilisiere solche Hilfe nur das Regime. Er gründete dann eine Art Fluchthelferorganisation und half Nordkoreanern nach China zu fliehen. Diese Flüchtlinge drangen dann in die südkoreanische Botschaft in Peking ein. Es gab ein großes internationales Aufsehen, das die deutsche Presse mit großer Sympathie verfolgte.

Diese Ereignisse fielen genau in die Zeit, in der von den Missionsbenedikti-

nern die Errichtung des Krankenhauses in Nordkorea geplant wurde. Ich selbst wurde im Jahr 2000 in den Kongregationsrat gewählt, der sich mit Projekten der Kongregation der Missionsbenediktiner zu befassen hat. Als Arzt war ich natürlich sehr an dieser Gründung interessiert. Die Berichte meines Kollegen Vollertsen, die auch im „Spiegel“ und „Die Zeit“ veröffentlicht wurden, beunruhigten mich enorm. Ich fragte mich, ist es moralisch verantwortbar, sich in einem so undurchsichtigen Land zu engagieren? Können wir überhaupt wissen, was unsere Hilfe auslöst?

Vielleicht werden wir nie erfahren, was genau unsere medizinische Hilfe bewirkt, aber die Folgen der Aktionen des Dr. Vollersten wurde schnell sichtbar. Die chinesische Regierung reagierte äußerst verärgert. Um einen neuen Direktansturm auf die südkoreanische Botschaft zu verhindern, wurde außerhalb des extraterritorialen Geländes ein zweiter Zaun errichtet. So entstand ein Korridor zwischen dem Botschaftszaun und dem neuen der chinesischen Regierung. In diesem Korridor patrouillierten chinesische Soldaten. Ein direktes Eindringen auf das Botschaftsgelände ist nicht mehr möglich. Viele westliche Botschaften haben diesen Zaun bekommen. Wer das Botschafterviertel in Peking besucht, kann diese Zäune sehen. In der Provinz Jilin wurden regelmäßig Razzien in Firmen oder Restaurants durchgeführt, die Chinesen koreanischer Abstammung gehörten. Es war nämlich Brauch geworden, dass Nordkoreaner bei Wassertiefstand durch den Grenzfluss wateten. Sie verbrachten dann ein paar Monate bei Verwandten in China und verdienten Geld. Dann kehrte sie auf gleichen Weg nach Nord-

korea zurück und konnten mit diesem Geld ihren Verwandten helfen. Für einige Zeit zumindest wurde dieser „Grenzverkehr“ unmöglich gemacht. Wurden nordkoreanische Staatsbürger entdeckt, wurden sie sofort nach Nordkorea ausgeliefert und in Lager gesteckt. All das habe ich aus erster Hand erfahren.

Die Aktion von Dr. Vollertsen ist vollständig gescheitert und was noch schlimmer ist, sie haben zur Erhöhung des Elends der Bevölkerung beigetragen. Wie man im Internet nachlesen kann, mündete das Leben von Dr. Vollertsen dieses Jahr 2013 in eine persönliche Katastrophe. Für mich wurde durch all diese Geschehnisse klar, dass es uns nicht um Aufsehen erregende Maßnahmen gehen könne, sondern um stille geduldige Arbeit.

So gelang es, den Bettenbau des Krankenhauses in der Stadt Rajin fertig zu stellen. Zusammen mit dem inzwischen zum Abprimas gewählten Notker Wolf reiste ich 2005 zum ersten Mal nach Nordkorea. Damals war das Krankenhaus im Rohbau fertig. Das Land erschien mir wie in einem Dornröschenschlaf versunken. Die Provinz Rason besitzt eine bezaubernde Landschaft. Hügel, Wälder und Flüsse prägen die Gegend. Buchten mit Sandstränden laden zum Baden ein. Nur ab und zu fuhr ein Auto. Die Menschen waren sehr zurückhaltend, aber ausgesprochen freundlich. Natürlich konnten wir nur mit den Vertretern der Regierung in Kontakt kommen. Aber die Architekten, der Direktor des Krankenhauses und die Bauleiter waren ganz natürliche und freundliche Gesprächspartner. Ideologische oder politische Themen spielten keine Rolle. So konnten wir über das Projekt und die medizinischen Probleme ganz sachlich diskutieren.

Als wir zum Mittagessen eingeladen wurden, forderten unsere nordkoreanischen Gastgeber uns auf, doch unser Tischgebet zu sprechen.

Der gallertige Inhalt eines Seesterns forderte meine missionarische Selbstverleugnung dann doch heraus. Abprimas Notker sprach mir gut zu und so gelang es mir, den schleimigen Inhalt auszuschlüpfen. Es wurde ein fröhliches Essen, in dem wir uns auch menschlich näher kamen.

Einige Jahre später konnte das Krankenhaus in Betrieb genommen werden. Inzwischen ist das Krankenhaus das zentrale Haus für die Provinz und voll in Betrieb. Es können alle Krankheiten dort behandelt werden. Vorher gab es kein Krankenhaus ähnlicher Größe in dieser Gegend. Allerdings handelt es sich nur um den Bettenbau. Zu dem Projekt gehört aber noch das Gebäude der Ambulanz, das eigentlich für die Basisversorgung noch wichtiger wäre.

Inzwischen ist die Durchführung von Projekten in Nordkorea erneut schwieriger geworden. Dieses Mal lag es nicht an Nordkorea oder einem ärztlichen Aktivist, sondern an den USA. Unter dem Druck der USA hat die chinesische Regierung jede direkte Geldüberweisung nach Nordkorea untersagt. Auch Bargeld darf nur in kleinen Mengen über die Grenze mitgenommen werden. Bei dem Bau des ersten Gebäudeteils konnten wir noch Geld über China nach Nordkorea überweisen. Jetzt ist das nicht mehr möglich. Es blieb dann nichts anderes übrig, als das Baumaterial in China zu kaufen. Waren dürfen noch über die Grenze exportiert werden. Letztlich macht China damit auch Geschäfte. Diese hat aber die ganze Durchführung sehr unübersichtlich



gemacht. Die Verwendung der Gelder ließ sich nur schwer nachweisen. So ist der Bau im Augenblick wegen Mangel an Geld und praktischen Problemen zu einem gewissen Stillstand gekommen. In dieser wieder neuen Problemlage, ergab sich dieses Jahr plötzlich ein Hoffnungsschimmer. Bei meinen regelmäßigen Chinareisen befreundete ich mich mit einem lokalen Reiseleiter an. Dieser erzählte mir, dass er mir ohne weiteres eine Reise in die Provinz Rason vermitteln könne. Ich wollte das zunächst gar nicht glauben. Es sah erst auch gar nicht so aus, dass der Besuch klappen würde. Im Rahmen von Kriegsdrohungen waren die Grenzen für westliche Besucher gesperrt worden. Als unsere Reisegruppe aber an der Grenze ankam, wurden wir herzlich empfangen. Drei Begleiter waren immer bei uns dabei. Sie sprachen Englisch und stellten schnell einen guten Kontakt zu uns her. Wie auch schon früher war von Ideologie oder Kommunismus keine Rede. Die Begleiter hatten zwei Aufgaben. Sie sollten uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen und sicherstellen, dass wir einen guten Eindruck mitnehmen. Eine unserer ersten Fragen war, ob wir Fotos machen dürfen. Sie sagten uns dann, das sei selbstverständlich möglich, wir sollten aber besser immer vorher fragen. Bei der Rückkehr wurden unsere Kameras geprüft und alle Bilder gelöscht, die unsere Begleiter abbildeten. Alle anderen Bilder durften wir mitnehmen. Die Fahrt von der Grenze nach Rajin dauerte eine gute Stunde. So gab es Zeit miteinander auch andere Themen zu besprechen. Interessant waren die Fragen unserer Begleiter zur deutschen Wiedervereinigung. Eine Frage lautete, welcher Seite

es nach der Wiedervereinigung besser gegangen sei. Diese Frage schien unsere Begleiter sehr zu beschäftigen. Da es sich um Regierungsvertreter handelte, lässt sich daraus schießen, dass die Wiedervereinigung ein ganz konkretes Thema im Norden Koreas ist. Das ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass dieses Gespräch ungefähr vier Wochen nach den Drohungen mit einem Atomkrieg stattfand. Das Kriegsthema spielte überhaupt keine Rolle bei unserer Reise. Ich staunte über die Entwicklung der letzten acht Jahre. Vor einem Jahr bauten die Chinesen eine befestigte Straße von der Grenze zum Hafen Rajin. Vor acht Jahren fuhren wir noch auf einer Staubstraße. Seitdem entwickelte sich ein lebhafter Grenz- und Handelsverkehr. Die Ruhe ist dahin. Zwar ist Rajin von der Lebendigkeit chinesischer Städte noch weit entfernt, aber es scheint, dass der Dornröschenschlaf beendet ist. Unsere Gruppe wurde herzlich empfangen. Derselbe Direktor wie vor acht Jahren führte uns im fertig gestellten Bettenbau des Krankenhauses herum und zeigte uns auch den Neubau. Dort fehlt noch der ganze Innenausbau mit Einrichtung. Mit dem Personal durften wir nicht sprechen. Wir sahen aber Ärzte und Krankenschwestern neugierig aus den Fenstern zu uns herunterschauen. Zu engeren Kontakten fehlte dann wohl auch die Vertrautheit mit unserer Gruppe. Bei der Rückreise mussten wir an der Grenze eine Weile warten, bis alle unsere Kameras geprüft worden waren. In dieser Wartezeit gingen einige Reisetilnehmer in den kleinen zollfreien Laden. Da gab es zu alle Erstaunen bayerisches Bier zu kaufen. Auch daran kann man sehen, dass Nordkorea auf dem Weg zu einer gewissen Öffnung ist.



Ohne Zweifel ist Nordkorea nach wie vor bettelarm und von Religionsfreiheit kann keine Rede sein. Das Krankenhaus der Missionsbenediktiner ist ein direkter Dienst an den Menschen. Für mich ist dieses Projekt eine praktische Umsetzung der Erzählung vom barmherzigen Samariter. Wir helfen Menschen, die in Not sind, unabhängig von der politischen oder religiösen Überzeugung. Die Menschen haben dieses Regime nicht erfunden. Sie müssen mit der Situation zurechtkommen, in der sie gerade leben. Wir nutzen die leichte Öffnung des Landes von China her und zeigen, dass wir unsere Christen nicht vergessen haben. Das Krankenhaus wird zwar von der Provinzialverwaltung geleitet, außen steht aber in Koreanisch und Englisch, dass es sich um ein internationales katholisches Krankenhaus handelt. Die Menschen verstehen das.

Ganze Länder zu „Schurken“ zu erklären, führt in die Irre. Regelmäßiger Kontakt auf menschlicher Ebene dagegen, kann das allgemeine Gefühl der Bedrohung mildern. Die Menschen erkennen schnell, dass wir keine versteckten Absichten haben. Wir sprechen auch ganz offen über unsere Pläne. In einem Gespräch lud mich der Direktor des Krankenhauses zu einem mehrtägigen Aufenthalt ein. Sogar eine Reise durch das ganze Land scheint möglich zu sein. Vielleicht dürfen wir dann auch einmal in die Gegend unserer ehemaligen Abtei Tokwon reisen.

Das Wort Mission ist oft missverstanden worden. In einem modernen Kirchenlied für jungen Menschen steht sogar der Satz: „Wie wollen nicht missionieren“. Das klingt wie ein besonders lobenswerter Vorsatz. Dieses Missverständnis beruht darin, dass unter Missi-

on Bekehrung verstanden wurde. Viele Menschen meinen, Missionare setzten alles daran Menschen von ihrem angestammten Glauben abzubringen und ihnen das Christentum oder gar den Papst aufzuzwingen. Dieses Missverständnis hat nahezu das Ausmaß einer Tragödie, wenn man bedenkt wie vielen Menschen dadurch die Botschaft des Evangeliums entgeht. Denn darum soll es ja gehen, um die Verkündigung der frohen Botschaft Jesu Christi. Die Kernbotschaft des Christentums ist die Menschwerdung Gottes. Damit werden alle Menschen zu Schwestern und Brüdern. Wie kann eine solche Botschaft den Menschen Nachteile bringen? Das Projekt der Missionsbenediktiner in Nordkorea ist ein Beispiel moderner Missionsarbeit. Es gibt keine Missionare vor Ort, keine Kirche, keine Lourdesgrotte. Kranke Menschen bekommen Hilfe. Das ist alles und doch nicht wenig. Jesus hat ja die Frage gestellt, woran man das Reich Gottes erkennen könne. Die mehr als bekannte Antwort lautet: „Lahme gehen, Blinde sehen.“ Genau das findet in unserem Krankenhaus in Rajin statt. Ich bin zuversichtlich, dass irgendwann auch die Fortsetzung des Satzes kommen wird, dass den Armen die frohe Botschaft verkündigt werde.

Eines Tages wird Nordkorea wieder voll in die Staatengemeinschaft zurückkehren und vielleicht sogar eine Vereinigung mit dem Süden stattfinden. Jetzt kommt es darauf an, Solidarität mit den Menschen in Nordkorea zu zeigen. Wir arbeiten hier an den Grenzen des Möglichen. Das aber ist ganz im Sinne unseres neuen Papstes Franziskus, der uns aufgefordert hat, Gewohntes hinter uns zu lassen und zu den Menschen aufzubrechen, die in Not sind.